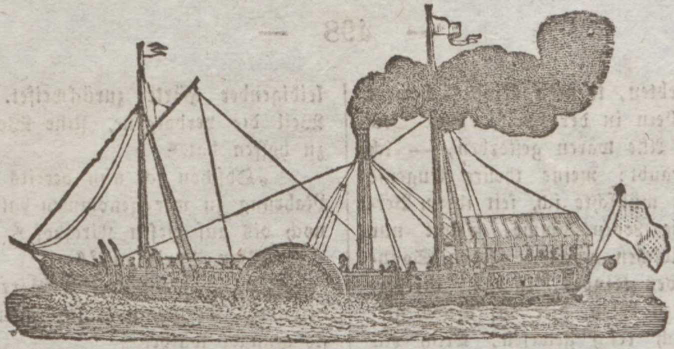
№ 65.

Donnerstag, am 31. Mai 1838.



Von dieser den Interessen der Provinz, dem Volksleben und der Unterhaltung gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern, welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro Quartal aller Orten franco liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.

Das Dampfboot.

Allgemeines humoristisches Unterhaltungs- und Volksblatt für die Provinz Preussen und die angrenzenden Orte.

Die geraubte Krone.

„Ich schwöre Ihnen, mein Herr, bei Allem, was mir heilig, daß ich nicht ein so großes Verbrechen zu begehen glaubte!“

„Ja, glaubte! Zu dem Glauben bekannte sich von jeher das Diebsvolk. Marsch, vorwärts, Gaunerin!“

„O, geben Sie mir keinen so entehrenden Namen, — Sie tödten mich durch die Schande.“

„Schande? Das ist das rechte Wort! Sie hätte sich schämen sollen, ehe sie den sündlichen Raub beging; jetzt ist es zu spät.

„Ich versichere Sie aber, daß ich nicht wußte ...“

„Ist es gefällig zu folgen, oder ...“

Diese Reden, von denen ich nicht ein Wort verlor, wurden auf einem Kirchhofe von Paris gewechselt, zwischen dem Wächter und einer armen Frau, die auf den Knieen vor jenem lag und ihn mit rührender Stimme anflehte. Ich trat den Beiden näher.

„Was hat dieses Weib gethan?“ fragte ich den Wächter.

„O, bemühen Sie Sich nicht ihretwegen, — sie verdient keine Theilnahme, die Diebin!“

„Dafür möchte ich sie schwerlich halten: ihr Wesen scheint so sanft, ihre Thränen so aufrichtig; und dann —, was kann sie an diesem Orte gestohlen haben? Etwa den Todten eine Handvoll Erde? Nun, so werft einst einige Hände voll weniger auf ihr Grab und sie hat ihr Vergehen zur Genüge gebüßt.“

„Es sollte mir leid sein, wenn ich meinen schönen Garten durch ein Grab für die Frevlerin verunehren müßte!“

„Lieber Herr,“ begann die Arme, unter heftigem Weinen, „schenken Sie mir einen Augenblick geneigtes Gehör: ich will mich keineswegs rechtfertigen, ich erkenne, daß ich gefehlt; ich bitte Sie aber darum, diesem Manne zu sagen, daß er Nachsicht mit mir habe, da ich schon unglücklich genug bin!“

„Was haben Sie aber um des Himmels willen verbrochen?“

„Das sollen Sie hören, mein Herr; ich werde Ihnen nicht das Mindeste verschweigen!“

Nachdem ich die Frau vom Boden aufgehoben, begann sie:

„Es sind jetzt fünf Monate, seit ich meinen Mann verlor, einen fleißigen Arbeiter und liebevollen Gatten; der Schmerz darüber hätte mich getödtet, wenn ich meine Erhaltung nicht einem, erst drei Monate alten Töchterchen schuldig gewesen wäre. Ich ging also nach Paris, in der Hoffnung, dort mehr Arbeit zu finden. Tag und Nacht strengte ich mich an, um mein Kind und mich vor dem Hungertode zu retten. Doch — möchten Sie nie eine gleich traurige Erfahrung machen — wenn der Wind des Unglücks einmal über ein Dasein weht, so stürmt er jede Freude desselben, Blatt für Blatt, nieder. Mein Töchterchen schwand sichtlich vor meinen Augen hin; was ich bei diesem Anblicke fühlte, will ich Ihnen nicht schildern, Sie würden es doch nicht ganz fassen können, denn nur eine Mutter vermag zu würdigen, wovon das Herz einer Mut-

ter, neben der Leiche des geliebten, theuern Kindes, bewegt wird. — Ich stand nun allein in der Welt, ohne Verwandte, ohne Freunde — sie Alle waren gestorben, — ich war selbst jeder Hoffnung beraubt: meine theure Eugenie lebte ja nicht mehr! Wie oft wünschte ich, seit ihrem Verscheiden, daß auch in mir die Lebensflamme, welche nur noch matt glühte, vollends erlöschen möchte. Jeden Sonntag, seit dem Tode meines lieben Kindes, kam ich hierher, um auf dem Grabe desselben zu beten, hier auf diesem niedrigen Rasenhügel. Wäre ich reich gewesen, welch' ein herrliches Grabmal hätte ich meinem Kinde errichtet! ich würde auf weißen Marmor eine Rosenknospe haben bilden lassen, die von einem Schmetterlinge geknickt wurde, der sich auf den Stengel setzte, welcher noch zu schwach war, um die leichte Last zu tragen. Doch ich war so arm und konnte nur ein kleines hölzernes Kreuz kaufen, ohne Namen, ohne irgend eine Inschrift, die dem fühlenden Wanderer verkündet hätte: Hier schläft ein Engel! Jeden Sonntag hing ich um das Kreuz einen Immortellenkranz, den ich von meinen kleinen Sparpfennigen bestritt; wenn ich alsdann mit Inbrunst gebetet, wenn ich mich satt geweint hatte, so ging ich, etwas ruhiger und mit der Hoffnung, daß der gütige Gott, von meinen Thränen gerührt, mich bald zu sich, zu meiner geliebten Eugenie und meinem Gatten heimrufen werde. In der vorigen Woche, einer Unglückswoche für mich, konnte ich keine Arbeit bekommen, so sehr ich mich auch bei allen Reichen darum umthat. Ueberall klangen mir die schrecklichen Trostworte entgegen: Kommen Sie in ein Paar Tagen wieder!«

— »Aber, gnädige Frau, ich habe kein Geld, um mir Brod zu kaufen!«

— »Was geht das mich an? Ich habe schon meine Armen.«

— »Ich will ja kein Almosen! Geben Sie mir nur Arbeit.«

— »Komm' Sie nach acht Tagen wieder!«

— »Dann wird der Hunger, der furchtbare Hunger, schon vielleicht morgen ein Opfer mehr hingerafft haben.«

— »Wie lästig, wie zudringlich ist das Weib! Schon spüre ich wieder meine Migräne! Was lassen die Bedienten auch solches Volk herauf?«

»Ein Lakai führte mich vor die Thüre.«

»Ja, bei Gott, mit solcher Gefühllosigkeit benehmen sich die Meisten der gebildeten Damen, und jene hohen Adligen, über deren Großmuth so viel Lärm geschlagen wird. Um des Aufsehns willen mögen sie wohl manchmal einige Sous in den Hut eines Armen werfen, wenn sie nämlich gewiß sind, daß den folgenden Tag in einem Journale mit großen Lettern verkündet wird: daß die gnädige Comtesse N. N., daß Ihre Durchlaucht X., Muster der Wohlthätigkeit, Engel der Erbarmung seien. Wenn man sich aber diesen Engeln in dem Innern ihrer Gemächer naht und sie um Arbeit ersucht, oder um kleine Unterstützung, zur Rettung aus der dringendsten Noth: da verschwindet jeder Nimbus, da erblickt man nur noch den Menschen mit all' seinen Unvollkommenheiten, nur den Egoisten, der oft sogar mit beleidigender Härte zurückweiset. Warum aber wohl dies? Weil die verborgene, stille Wohlthätigkeit keine Posaunen zu hoffen hat.«

»Obschon ich nun bereits drei Tage nicht die mindeste Nahrung zu mir genommen hatte, so schleppte ich mich doch noch bis auf diesen Kirchhof.«

»Von Paris aus?«

»Nicht wahr, mein Herr? Der Weg ist weit, und besonders für Jemand, in dessen Eingeweiden der schrecklichste Hunger wüthet.«

»Ich mußte bei jedem Schritte einhalten, mich an jeden Baum anlehnen; doch wollte ich meinen wöchentlichen Besuch auf dem Kirchhofe nicht versäumen und kam mit dem Gedanken her, daß, wenn ich ja einmal sterben sollte, es am Besten auf dem Grabe meines Kindes geschehen würde. Als ich ankam, fühlte ich meine Kräfte durch die Aufregung eines brennenden Fiebers wieder um Etwas erhöht; ich erkannte nun die Größe meines Elends vollkommen. Der Gedanke, daß ich nicht, wie immer, einen Kranz von Immortellen hatte kaufen können, war für mich höchst peinigend. Da fielen meine Blicke plötzlich auf ein reiches Grabmal, dort unten, welches mit zehn Kronen geschmückt war. Zitternd trat ich demselben näher: es war das Grab einer Mutter, — ihr Schatten wird nicht gegen den meinigen aufstehen, sprach ich beruhigend zu mir und nahm eine der Kronen, die am meisten entblättert war, welche das Denkmal am wenigsten zierte; als ich sie um das einfache, bescheidene Kreuz meiner Tochter hängen wollte, wurde dieser Mann da meiner ansichtig. — Hier haben Sie Herr, die Geschichte meines Verbrechens; verdient wohl eine Mutter Strafe dafür, daß sie dem Drange ihres Herzens folgte?«

»O nein, nicht die mindeste,« entgegnete ich, indem ich meine heftige innere Bewegung zu verbergen suchte: »ich bin vielmehr fest überzeugt, daß der brave Mann, nachdem er sich von Ihrer Unschuld überzeugt, Ihnen kein Leid zufügen wird.«

»Ach! ja, wenn ich das Alles früher gewußt hätte... doch die Pflicht, — die Schuldigkeit..... Stille davon, ich fühle mich selbst innigst gerührt.«

Die junge Frau dankte dem Wächter mit einer Wärme und Herzlichkeit, welche derselbe durchaus nicht verdiente, denn die anscheinende Rührung des alten Cerberus war nur die Wirkung eines blanken Stück Geldes, das ich ihm heimlich in die Hand gedrückt hatte. — Ich machte es mir nun aber zur heiligsten Angelegenheit, für die arme Mutter zu sorgen. Nachdem ich ihr zuerst die Nahrung hatte reichen lassen, deren sie so sehr bedurfte, empfahl ich sie an eine mir bekannte Dame, welche einer Kammerfrau benöthigt war. Die arme Mutter erhielt, auf meine Empfehlung, diese Stelle, wie zugleich die Achtung und Liebe der Herrschaft, nachdem ich derselben die Geschichte des Kronenraubs erzählt.

Jeden Sonntag besucht die Mutter nun den Kirchhof, um auf dem Grabe ihres Kindes zu beten; bald vermag sie diesem einen Denkstein errichten zu lassen, mit einer Rosenknospe, welche sich neigt unter dem zarten Flügel eines

Schmetterlings; jeden Sonntag kann die Mutter nun eine Immortellenkrone um das Kreuz hängen, ohne befürchten zu müssen, daß ein herzloser Wächter sie festnehmen wird, einer geraubten Krone wegen.

Stückgut.

— Jeder kennt Götz von Berlichingen, den Ritter mit der eisernen Hand; aber nicht Jeder weiß wohl, wie diese berühmte Hand construirt war. Götz diente bekanntlich dem Churfürsten von Baiern im Kriege gegen die Pfalz und hatte in diesem Kriege, bei Gelegenheit der Belagerung von Landshut, das Unglück, seine rechte Hand zu verlieren, womit seine kriegerische Laufbahn geschlossen schien. Allein sein reger Geist, angeflammt von Thatendurst, konnte sich bei gesundem Leibe keiner erschlaffenden Ruhe hingeben; er mußte wirken, kämpfen für Recht und Billigkeit, wenn er sich des Daseins erfreuen sollte; so kam es, daß er den rechten Arm durch eine künstliche eiserne Hand ergänzen ließ, deren Berührung man allenthalben fürchtete, und welche ihrem kräftigen Träger jenen Beinamen erwarb, unter welchem wir ihn noch heut zu Tage kennen. Uebrigens ist die Familie von Berlichingen erst seit wenigen Jahren im Besitze dieses merkwürdigen Denkmals verflossener Jahrhunderte, und es würde, ohne Sorgfalt und Verwendung der jetzigen Eignerin, noch in fremden Händen sein. Diese Hand ist hohl, einem Panzerhandschuhe nicht unähnlich, nur daß die sonst gewöhnlichen Streithandschuhe nicht ganz von Eisen, sondern von Leder, und nur auf der Außenseite mit Eisen, wie mit Schuppen, belegt ist. Auch schließt sich an Götzens Hand noch ein Theil von Arm an. Jedes Fingergelenk besteht für sich und hat eine Feder, durch die es auf- und zuspringt. Die sehr verschiedenen Federn werden durch einen Knopf an der linken Seite, der sich mit einiger Anstrengung einwärts drücken läßt und von selbst wieder in seine Lage zurücktritt, festgehalten. Man kann jeden Finger einzeln, und so wenig als man will, und am Finger jedes Gelenk wieder einzeln, und eben so bis zur Faustkrümmung biegen; das gebogene Gelenk, oder der gekrümmte Finger, so wie die ganze Hand, behalten die ihnen willkührlich gegebene Richtung, und keine gewöhnliche Kraft vermag sie aus dieser zu bringen; wird aber der größere Knopf an der linken Seite eingedrückt, so springen im Nu alle Finger, oder wenn nur einer gebogen war, der einzelne, in die normale Lage der unthätigen Hand zurück. Jede, noch so einzelne Biegung eines Gelenkes, verursacht ein lautes Knacken, wie wenn der Hahn an einer Flinte aufgezogen wird, und dies vervielfältigt sich bei größeren Biegungen auf eine angenehme Weise. Wird aber die Krümmung durch den Druck am Knopfe wieder aufgehoben, so entsteht ein starker, erschütternder Laut, wie wenn am Gewehre die Batterie vorfährt, und die Gewebe haben auch solche stufenweise Einschnitte und Erhöhungen, wie wir sie an der Nuß im Flintenschlosse bemerken. Um den Daumen, wenn er gebogen worden, wieder in grade Richtung zu bringen, wird ein etwas kleinerer Knopf an der linken Seite niedergedrückt und sogleich springt er empor. Es ist diese Hand jedenfalls ein Meisterstück in ihrer Art und wurde, nach Götzens eigenem Plane und Entwurfe, von einem Waffenschmied verfertigt.

— Im Jahre 1601 starb in Regensburg der Scharfrichter, worauf sich drei Henker um diesen Dienst bewarben. Drei bereits Verurtheilte wurden nun zu ihrer Probe bestimmt; jeder Henker sollte an einem derselben sein Probestück versuchen. Welcher von ihnen das Schwert am Besten schwinge, der sollte den Dienst erhalten. Der erste Henker nun zeichnete seinem Verurtheilten einen Ring mit Röthel um den Hals und hieb denselben mitten durch. Der zweite legte seinem armen Sünder zwei Faden um den Hals und hieb meisterhaft zwischen beiden durch, ohne auch nur einen derselben zu verletzen. Jetzt kam die Reihe an den dritten Henker. Alles Volk war gespannt auf seine Probe, da die beiden Andern so gut bestanden hatten. Vom Schaffot herunter rief er nun dem Volke zu: „Wie muß ich es nun machen, um zu meinem Besten zu richten?“ Neugierig drängte man sich hinzu, um ihn zu beobachten, und die beiden andern Henker, die sich bereits so meisterhaft gezeigt, drängten sich nahe an ihn. In diesem Augenblicke hieb er zu, und mit einem Streiche fiel der Kopf des armen Sünders und zugleich fielen die beiden Köpfe der Henker. Er hatte den Meisterstreich geführt und ihm wurde die Scharfrichterstelle zuerkannt. (?)

Reise um die Welt.

∴ Ein Proceß, eines gleichen Testamentes wegen, wie der in № 63. des Dampfbootes erzählte, hat sich schon vor 1700 Jahren ein Mal ereignet, und die Entscheidung des römischen Rechtsgelehrten Julianus ist im corpus juris in der lex 13. pr. des 28sten Buches 2. Titels der Pandekten aufbewahrt, und eben so scharfsinnig, als im Sinne des Testators abgefaßt, welcher wollte, daß der Sohn doppelt so viel, als die Frau und diese doppelt so viel, als die Tochter erhalte. Demnach ließ Julian das Vermögen in sieben Theile zerfallen, wovon der Sohn vier, die Mutter zwei, die Tochter einen erhielt.

∴ Am 30. April wurde man im Theater zu Regensburg durch ein eigenthümliches Impromtü überrascht: die Schauspieler prügelten sich, vor Beginn des angekündigten Stücks, auf der Bühne so derb ab, daß die Vorstellung unterbleiben mußte. Veranlassung dazu gab ein Benefiziant, Hr. Röder, der nicht spielen wollte, weil nicht genug in die Kasse eingegangen war. Derselbe hat vor mehren Jahren in Posen einen ähnlichen Skandal veranlaßt.

∴ Eine arabische Soirée zeigt den Blicken des Beobachters ein lebhaftes, reizendes Gemälde, voll Natur und Fröhlichkeit, Thorheit, wenn man will, aber ohne Zwang der

europäischen Salons; der verschwindet bei dem ersten Tone der Instrumente. — In Sirien hat die Hebeamme großes Ansehen. Fast immer erhält sie vom Ballgeber den Auftrag, die Einladung zu machen; sie hüllt sich dann in ihren großen Schleier und geht zu den Verwandten und Freunden der Familie, auch zu den angesehensten Personen des Stadtviertels, und bittet im Namen ihres Committenten, morgen ohne Umstände an der Soirée Theil zu nehmen. — Der Gesellschaftssaal ist einfach möblirt, gegenüber der Thür ein Sopha, dazwischen eine große Strohmatte, mit Teppichen bedeckt. Lampen, ohne Symmetrie da und dort angefügt, vertreten die Stelle der Kronleuchter und Candelaber. Um sieben Uhr wird es lebendig. Das Corps der Sängerinnen mit ihren Instrumenten langt an und nimmt den vom Hausherrn angewiesenen Platz ein. Die Drumbikè, eine Art von Tambourin, schlägt an, das sanfte Nakarat, das mit zwei Stäben geschlagen wird, macht sein Vorspiel, und die kleine Baskentrommel, Def oder Daire, wirbelt darein. Die Araber kennen auch das Psalterion, die Flöte u. s. w., aber die öffentlichen Tonkünstlerinnen bedienen sich nur jener drei Instrumente. Die Pfeife, das Nergilé, der Kafé und Liqueure, unumgängliche Erforderniſſe einer arabischen Gesellschaft, beginnen zu kreisen, von Hand zu Hand, und Fröhlichkeit folgt. Der Wohlgeruch des Moschus und der Rauchkerzen entduftet den Pfeifen und Nergilés (Cigarros), vermischt mit Kaminrauch, und verbreitet sich in dicken Wolken durch den Saal. Jetzt erhält das Gemälde einen neuen Glanz. Die Diamanten, das Gold, die Perlen, die zierlich geordneten Kopfputze der Frauen, die sich von einem Ende des Sophas bis zum andern hinreihen, die reichen Stoffe von Brocat u s. w. durchblitzen dieses Rauchmeer; Jünglinge und Jungfrauen, gleich schön geschmückt, tragen, die einen Rauchfäßchen, die andern Flaschen voll wohlriechender Waſſer, den frohen Zirkel durchduftend und besprengend. — Das Freudengeschrei ertönt von allen Seiten des Saales, die Instrumente klingen, der laute Gesang erschallt. Auf dieses Signal des Vergnügens rüstet sich die Jugend, die oft schwachen und rauhen Stimmen der Sängerinnen zu unterstützen; schnell sind alle Gäste auf die Fuß-Teppiche gelagert, die Beine gekreuzt und das Herz freudetrunken, stimmen sie ein in die Gesänge und schlagen den Takt mit den Händen. — Nun wird der Ball eröffnet. Die Hausfrau debütirt ganz allein, kehrt bald auf ihren Platz zurück und fordert die angesehensten Frauen auf, ihr zu folgen. Dieses geschieht, und so kommen Alle an die Reihe und zahlen der Freude ihren Tribut, unter lauten Beifallsbezeugungen der Gesellschaft. — Sind die Damen fertig, deren Tanz Anmuth und den Wunsch zu gefallen ausspricht, dann kommen die Cavaliere. Der Hausherr erhebt sich und folgt dem Beispiele seiner Frau. Oft werden auch Sklaven und Sklavinnen in den Tanz gezogen; die Herrschaft, zufrieden mit ihrer Aufführung, erlaubt ihnen an der allgemeinen Lust Theil zu nehmen. — Die Lohnsängerinnen machen den Beschluß. Sie begleiten ihren Tanz mit Gesang, doch stimmt Niemand ein, und auch das Händeklatschen unterbleibt. — Um Mitternacht werden große Schüsseln mit Confect herumgereicht, und gewöhnlich stellen, hierzu angewiesen, die Töchter des Hauses sie ohne Ordnung in die Mitte; die Gäste gruppiren sich herum, und die Liqueurflaschen kreisen unaufhörlich. Nach dem Schmause wiederholt sich der erste Akt der Soirée, nur daß allmählig der größte Theil der Gesellschaft seine Plätze verläßt und den Heimweg antritt, wie es auch in den europäischen Salons zu geschehen pflegt.

*** A. hatte den B. verklagt, weil er ihn einen Spitzbuben gescholten und B. mußte vor Gericht widerrufen. Er that es mit folgenden Worten: Ich behauptete, A. sei ein Spitzbube, das leugne ich nicht, es ist wahr, aber ich muß sagen, er ist ein ehrlicher Mann.

*** Vor einigen Tagen war ein großes Publikum in Stralsund Zeuge eines tragi-komischen Vorfalls. Eine bekannte Säuferin hatte, weil sie entweder des Guten zu viel oder zu wenig genossen, den verzweifelten Entschluß gefaßt, ihr Leben im Waſſer zu enden und den Knieperteich zu ihrer Grabstätte zu wählen. Vor allen Spazirgängern der, bei der immer mehr eintretenden angenehmen Frühlingswitterung, jetzt viel besuchten Wall-Promenade, stürzte sie sich spornstreichs über den Abhang in das Waſſer hinunter, war aber so glücklich, oder vielmehr so unglücklich, auf eine flache Stelle zu treffen und blieb, gleich einer Waſſerhexe, zwischen Strauchwerk und Geröhrig hängen. Wahrscheinlich wurde ihr, als sie die Kälte des Waſſers fühlte, und einsah, daß weder Neptun, noch die Götter der Unterwelt ihren Besuch verlangten, der Vorsatz leid, und so blieb ihr denn weiter nichts übrig, als unter dem Hohngelächter zahlreich herbeigeströmter Zuschauer aus allen Klassen wieder festen Boden zu suchen und sich, so eilig wie möglich, zu ihren grollenden Hausgöttern zu flüchten.

*** Der General Foß sprach kürzlich in einer öffentlichen Versammlung in Amerika eifrig für die Befreiung der Schwarzen. Bei einem Tags darauf, ihm zu Ehren veranstalteten Festmahle, brachte ihm ein Neger folgenden Toast aus: Herr General Foß, Sie haben zwar eine weiße Haut, aber dabei ein großmüthiges schwarzes Herz.

*** In Ithaka, im Staate New-York, hat Herr Thomas Trench eine Dampfmaschine erfunden, welche die rohen Lumpen zum bedruckten Papiere umgestaltet. Sie steht mit einer Papiermühle in Verbindung, die Buchdruckerpresse nimmt das Papier, welches in einem fortlaufenden Bogen bedruckt wird, aus dem Papierrahmen und schiebt es, auf beiden Seiten zugleich bedruckt, dann zwischen zwei Walzen, die es glätten. In Washington wurde auf diese Weise ein Buch auf einem einzigen, 70 Fuß langen Bogen gedruckt.

*** Griechenland umfaßt, nach der neuesten Zählung, 742,471 Seelen, und unter diesen 3212 Priester, 449 Lehrer, 244 Aerzte, 259 Advokaten und 23 Schriftsteller; es können jedoch von der ganzen Bevölkerung nur 37,346 Männer lesen und schreiben.

Hierzu Schaluppe.

Schaluppe zum Dampfboot

№ 65.

am 31. Mai 1838.

Inserate werden à 1½ Sgr. für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1300, und der Leserkreis des Blattes hat sich in fast alle Orte der Provinz u. auch darüber hinaus verbreitet.

Provinzial-Korrespondenz.

Culm, den 28. Mai 1838.

Sonst war's der April, der seine böse Laune an den armen Erdbewohnern ausließ, er hat es auch dies Mal nicht unterlassen, sein Spiel auf allerlei Weise mit uns zu treiben. Da wir indeß von ihm dergleichen schon gewohnt waren, so ließen wir es ihm hingehen, in der angenehmen Hoffnung, daß der Wonnemonat uns für alles Ungemach, welches der harte Winter uns in reichlichem Maaße zugeführt hat, und der wetterwendische April vollendet zu haben schien, entschädigen würde. Doch auch der hat uns arg betrogen. Es ist Alles nicht so, wie es sein sollte, und selbst die Wettergläser prophezeien nicht ein Mal richtig. Sollte man nicht glauben, die Welt sei aus ihrer angewiesenen Bahn gewichen? Im Anfange trat der Mai mit schönen warmen, ja sogar heißen Tagen auf, versprach den Leuten ein schönes fruchtbares Jahr, die Pelze, die Winterbekleidung wurden über Seite gebracht, die Oefen in Ruhestand gesetzt, und Alles ward hervorgesucht, um sich sommerlich zu kleiden. Aber ach! da kommen die gestrengen lateinischen Herren, die weiland einem großen Weisen ein Schnippchen schlugen, heran; weg war Alles, was die Herzen mit froher Hoffnung erfüllt hatte, die verschlossenen und eingenähten Winterkleider mußten wieder herausgeholt, ja selbst von Zeit zu Zeit das Ofenheizen in Thätigkeit gesetzt werden. Der eingetretene Nordwind herrscht noch bis jetzt mit unerbittlicher Strenge und übt seinen bösen Willen an den unschuldigen Baumblüthen und Feldfrüchten dergestalt aus, daß nur durch ein Wunder Gottes eine mittelmäßige Erndte herbeigeführt werden kann. Schon der harte Winter hat den Landmann um einen Theil seiner Hoffnungen gebracht, die Oelgewächse sind durchweg vernichtet, der Weizen ist an den meisten Stellen erfroren, der Roggen steht, mit geringer Ausnahme, schlecht, und die Sommersaat hat wegen der schlechten Witterung erst spät in die Erde gebracht werden können. In der Niederung sind große Flecken noch unbestellt, weil das zu lange darauf gestandene Weichselwasser keine Bearbeitung zuläßt. Das Gras wächst bei der fortwährenden Kälte nur spärlich, die meisten Niederungsbewohner müssen ihr Vieh im Stalle halten und nur da, wo das Futter aufgeräumt ist, treiben die Leute das Vieh hinaus, obgleich es auch nur wenig Weide findet. Dazu kommen die trocknen kalten Winde, die das Gemüse auch nicht aufgehen lassen, und so ist zu befürchten, daß bald großer Mangel an Lebensmitteln eintreten dürfte. — — Am 16. d. ereignete sich hier ein Fall, der zu den unangenehmsten gehört, die einem Bauherrn begegnen können. Es kaufte vor einiger Zeit Jemand ein Haus am Markte, welches dem Anscheine nach fest und dauerhaft war, und nur des innern Ausbaues und einer Veränderung der Fenster in der Vorderfronte bedurfte. Der Bau wurde im Anfange des Frühlings unternommen, schritt rasch vor und war bis auf die Veränderung der Fenster beendigt. Beim Einschlagen der Oeffnungen zu den Fenstern bemerkt man aber Risse in den Wänden und ein auffallendes Schwanken der letztern. Man suchte zwar durch Stützen dem Einsturze vorzubeugen, allein dies half nichts, die Vorderwand stürzte ein und riß auch die Vorderwand des benachbarten Hauses mit, so daß zwei Häuser am Markte fast in einem Augenblicke ihre Vorderwände verloren. Glücklicherweise sind dabei keine Menschen zu Schaden gekommen, weil der Einsturz am Tage erfolgte und man denselben vorher sehen konnte. Bei genauer Besichtigung fand es sich, daß dies Unglück einer fehlerhaften und schlechten Anlage des Fundaments bei dem ersten Bau des Hauses zuzuschreiben ist. Das zweite Haus aber stürzte nach, weil es mit dem ersten in Verbindung stand. Bei dieser Gelegenheit hat sich der Wohlthätigkeitssinn der Bewohner Culms auf eine lobenswerthe Weise bewährt. Der Eigenthümer des zweiten Hauses, ein sehr ordentlicher, aber durch Unfälle mancherlei Art in seinen Vermögensumständen ganz zurück gekommener Mann, ist nicht im Stande, sein Haus aus eigenen Mitteln wieder herzustellen. Da vereinigen sich seine Mitbürger, innigen Antheil nehmend an dem unerwarteten Schicksale des Verunglückten, und suchen durch Sammlung milder Beiträge denselben zu Hilfe zu kommen, was auch so weit geglückt ist, daß das Haus wieder wird hergestellt werden können. Innigen Dank den edlen Menschenfreunden, die das Unglück ihres Mitbruders fühlen und ihm mit so großer Bereitwilligkeit geholfen haben. Möge ihrer bei ähnlichen Unglücksfällen der große Baumeister auch nicht vergessen! — — Im Laufe dieses Monats ist auch der auf den Vorschlag der hiesigen Aerzte eingeleitete Frauenverein in Wirksamkeit getreten, welcher, nach den für ihn entworfenen Statuten, den sehr wohlthätigen Zweck hat, arme kranke Frauen, vorzüglich hilflose Wöchnerinnen, ohne Unterschied der Religion, zu unterstützen und ihnen durch persönliche Thätigkeit beizustehen. Nächst kranken Frauen sollen auch arme kranke Mädchen an dieser Hilfe Theil nehmen können, und auch kranke Männer sind davon, in außerordentlichen Fällen und soweit die Mittel ausreichen, nicht ausgeschlossen. Vorläufig besteht dieser Verein zwar nur aus 31 Damen, es ist aber zu erwarten, daß dieser Wohlthätigkeitssinn sich noch weiter ausdehnen wird. — Jedes Mitglied zahlt ein Antrittsgeld von 10 Sgr., und einen monatlichen Beitrag von 4 Sgr., die Beiträge sind deßhalb so niedrig gestellt, um die Theilnahme an dem Vereine so viel als möglich zu erleichtern. Möchte doch diese wohlthätige Einrichtung recht viel Nachahmung finden. — — Am 14. d. wurde die hiesige evangelische Kirche durch nächtlichen Einbruch ihrer gesammten Baarschaft, bestehend aus etwa 28 Thalern, die sich in dem mit 3 Schlössern versehenen sogenannten Stock befanden, beraubt. Man hat zwar Jemanden im Verdacht, da es aber an gründlichen Beweisen fehlt, so wird wohl abgewartet werden, bis der Thäter von Gewissensbissen geplagt, sich

selbst meldet, oder eine Zufälligkeit denselben entdeckt. — — Am 5. d. versuchte es ein hiesiger Bürger, in Folge eines häuslichen Zwistes, zwei Mal, in dem nahe bei der Stadt belegenen Trenkeflusse — einem Arme der Weichsel — sich zu ersäufen, wurde aber jedes Mal gerettet. Auf die Ermahnung des Bürgermeisters und seines Beichtvaters, hat er sich bereden lassen, vorläufig am Leben zu bleiben. — — Aus dem Dorfe Grenz, zum Culmischen Gebiete gehörig, ist der Arbeitsmann Ferdinand Ziebarth am 7. d. auf dem Weichselstrome, als er in einem kleinen Kahne nach Schwetz fahren wollte, unweit dieser Stadt ertrunken. — — Die Getreidepreise fangen an, sich zu heben, weil man in Folge der ungünstigen Witterung, eine Mißerndte befürchtet. Der Scheffel Weizen, nicht ein Mal von der besten Sorte, kostet 2 Rtlr., der Scheffl. Roggen 1 Rtlr. 20 Sgr., der Schfl. Gerste 1 Rtlr. 10 Sgr., Kartoffeln 16—18 Sgr., auch mitunter 20 Sgr. —

Kajütenfracht.

— Ein gutes Wort findet noch immer einen guten Ort, und ein solches, von zwei hiesigen Religionslehrern an ihre Zuhörer gesprochen, hat seegensreiche Frucht getragen und die unglücklichen Miethsleute „im weißen Schwan“, welche aus dem dort am 9. d. ausgebrochenen Feuer fast nichts als das Leben retteten, für ihren Verlust zureichend entschädigt. Denn die Spende an baarem Gelde und Kleidungsstücken aller Art fiel reichlich aus und krönte das gute Werk. Ein schönes Bewußtsein für die Fürsprecher und Wohlthäter der Geretteten, die gewiß stets ein dankbares Andenken an den ihnen erwiesenen Edelmuth in ihren Herzen tragen werden.

— Wie weit der Mensch sich verirren und im Bösen ausarten kann, davon lieferten uns die letzten Tage ein schauerliches Beispiel. Ein Hofbesitzer im Dorfe R., im Neustädter Kreise, war von Glück und Wohlstand sehr begünstigt und hätte daher vor vielen Andern seines Standes, die mit banger Sorge des Tages kämpfen, ein höchst zufriedenes und glückliches Familienleben führen können. Allein, unselige Gewinnsucht, seinen Wohlstand auf unredlichem Wege zu vermehren, zerstörte sein so schönes Verhältniß und führte ihn an die finstern Pforten des Verderbens, zum Selbstmorde. Der Verirrte wurde nämlich einer Forderung von 250 Thaler wegen in gerichtlichen Anspruch genommen, und er nahm keinen Anstand, im Gange der Verhandlungen kühn zu behaupten, den Betrag längst berichtigt zu haben und besiegelte seine Behauptung mit dem ihm auferlegten Eide. Nun sollten noch zwei vorgeschlagene Zeugen ebenmäßig beschwören, daß sie bei Zahlung der 250 Thaler gegenwärtig gewesen wären; als aber dieser Akt vollzogen werden sollte, erwachte in beiden Personen die Stimme des Gewissens und sie erklärten, daß sie nicht schwören könnten und wollten, denn sie müßten gestehen, daß ihnen keine erfolgte Zahlung bekannt sei, vielmehr hätte der Schuldner ihnen die Rolle, die sie in dieser Sache spielen sollten, einstudirt und sie mit baarem Gelde bestochen. Nunmehr stand der doppelt Strafbare entlarvt und in seiner ganzen Blöße da, und es wurden sogleich zwei Beamte abgeschickt, um ihn zur gefänglichen Haft zu bringen. Ahnung hatte indeß den Verbrecher schon veranlaßt, Vorbereitungen zu treffen und, im Falle eines unglücklichen Ausganges seiner eingeleiteten Operation, den Lebensfaden seiner unglücklichen Existenz gewaltsam abzukürzen, und kaum waren die Beamten in seine Wohnung getreten, und hatten ihn mit dem Zwecke ihrer Sendung bekannt gemacht, als er in seine Nebenstube ging, angeblich um sich anzukleiden, sich dort aber durch einen Flintenschuß das Leben nahm und so der Strafe des weltlichen Richters entging.

— Die Vortrefflichkeit des Kafes hängt größtentheils von der Art und Weise ab, wie man die Bohnen röstet; werden sie zu stark geröstet, so verlieren sie ihren Wohlgeschmack und Wohlgeruch; sie bekommen den bittern Geschmack, den alle verkohlten Stoffe besitzen. Seit einiger Zeit läßt man die Bohnen an warmer Luft dörren, wodurch sich ihr Wohlgeruch und Geschmack besser erhalten sollen. Die meisten Kafetiers und Köchinnen kochen ihren Kafe eine Zeit lang, um, wie sie sagen, alle Kraft herauszuziehen; allein das Sieden des Kafes zerstört sein aromatisches Oel und seinen Wohlgeruch. Die Asiaten zerstoßen ihren Kafe in einem Mörser, statt ihn zu mahlen, wie es in Europa geschieht. Jene Methode bewahrt sein Aroma. Sie trinken das Mark zugleich mit der Flüssigkeit, und nehmen selten Zucker dazu; sie bereiten ihren Kafe gewöhnlich mit einem halben Quart Wasser auf drei Loth Pulver. Unter den europäischen Nationen machen die Franzosen den besten Kafe, der der Holländer und Deutschen ist schwarz und stark, der der Engländer schwach und wenig gefärbt. Letztere brauchen zur Bereitung dieses Getränks um die Hälfte weniger Pulver, als die Holländer. Mittelst einer neuen Methode bereitet man vorzüglichen Kafe, indem man gemahlenen, oder vielmehr gestoßenen Kafe, im Verhältniß von fünf Loth auf ein großes Quart Wasser, in einer mit weiter Mündung versehenen Flasche einweichen läßt; nach Verschließung der Flasche muß die Einweichung zwölf Stunden dauern. Hierauf stellt man die Flasche in eine mit Wasser gefüllte Kasserole und lüftet den Propf ein wenig. Ist das Wasser in der Kasserole in Siedezustand versetzt, so bildet und vervollkommt sich der Kafe in der Flasche mittelst des siedenden Wassers. Klärt man ihn, so erhält man ein vollkommenes Getränk, mit allen, diese aromatische Frucht auszeichnenden Eigenschaften. Das auf diese Weise zubereitete Getränk läßt sich ohne Schwächung lange Zeit in einem gut verschlossenen Gefäße aufbewahren.

— Nicht leicht können sich die, jetzt so riesenmäßigen technischen Fortschritte einer ehrenvollern Anerkennung, eines glänzendern Triumfes erfreuen, als daß ihnen der Eintritt und Aufenthalt in den geheiligten Hallen der christlichen Gottesverehrung, in den sonst so neuerungsfeindlichen, immer zum Alten zurückstrebenden Kirchen der römisch-katholischen Religion gestattet ward. Was man vor ein Paar hundert Jahren noch, mit aller Gewalt geistlicher Waffen, als heidnische Zauberei, als teuflisches Gaukelspiel, daraus

vertrieben haben würde, wird jetzt mit Frohlocken darin eingeführt. So sehr verbreitet sich in neuern Zeiten überall das wohlthätige Licht, wenigstens das Gaslicht. Mit angenehmer Verwunderung lesen wir in belgischen Zeitungen, daß „während der letzten Weihnachtsfeiertage die Domkirche in Lüttich zum ersten Male vollständig durch Gaslicht erhellt ward. Der Lichteffekt ist so reichlich, daß man in allen Theilen der Kirche, wie am hellen Tage, lesen kann. Besonders schön ist der Anblick der Wölbung und des Chors. Am Meisten waren wir über die Einrichtung der Gasleiter erstaunt, die alle so verborgen sein sollen, daß man gar nicht errathen kann, wo das Gas herkommt. Im großen Schiff ist der Hauptleitungskanal auf der Gallerie über den Säulen angebracht. Durch die, in den Scheitelpunkt der Spitzbogen angebrachten Löcher, senken sich die Leitungsröhren, in Gestalt von Striken, herab, an welchen die Gaslampen hangen. Auch im Chor und in den Kreuzgewölben hat man die Leitungsröhren zu verbergen gewußt. Es heißt, daß man bereits besondere, gothische, dem Styl der Kirche angemessene Gaslampen verfertigen läßt, um die jetzt nur provisorisch angebrachten zu ersetzen.“ Ein schönes, zur Nachfolge ermunterndes Voranschreiten! Aber was soll nun aus den Wachskerzen werden? Fällt ihr Opfer nun weg? Sollten wohl diese zahllosen Gaslampen nicht herrlichen, kostbaren Kirchengemälden zerstörend sein? Oder schaden sie ihnen vielleicht weniger, als der Ruß von den vielen Wachslichtern? Es ist gut, bei einer Neuerung die Nachtheile und Vortheile wohl abzuwägen. Doch nöthiger und nützlicher, als diese schöne Gasbeleuchtung, wäre die Einführung einer andern technischen Einrichtung neuerer Zeiten, die Erwärmung der Kirchen, ihre Heizung vermittelst unter der Erde sich durchziehender, schon den Fußboden temperirender Röhren eines Calorifere, welche aus ringsherum angebrachten Mündungen, ihre wohlthätig warme Luft aushauchen. Alle andern öffentlichen Versammlungsorte, Sitzungs-, Gesellschafts-, Casino- und Concertsäle, Theater, Gaststuben ꝛc. sind geheizt, kein profaner Verein wird in einem kalten Lokal gehalten, dem Tempel Gottes allein wird die Ehre des Erwärmens bei kalter Witterung nicht erwiesen. Nur da, wo wir, von jedem sinnlichen Einfluß ungestört, Herz und Gemüth zu heiligen Gefühlen erheben, den Geist mit ernsten Betrachtungen der ewigen göttlichen Wahrheiten beschäftigen sollen, da läßt man es zu, daß wir vom peinlichen körperlichen Gefühle der Kälte gehindert und geplagt werden. Im Tempel Gottes, wo wir gern sein, wo wir uns wohl und gemüthlich befinden sollten, da drängt uns oft die folternde Kälte unwillkührlich den Wunsch auf, daß wir doch bald daraus erlöst werden möchten. Und wie oft quälen uns nicht die Folgen dieser Folter, Schnupfen, Husten, Katarrh, Frostbeulen, Rheumatismen, Gicht ꝛc., — die wir aus der Kirche mitbringen, noch lange hernach und lassen uns mit Angst und Schrecken an die Wiedererfüllung der religiösen Pflicht des Kirchenbesuchs denken. Oefters werden wir auch zu Hause verspätet und eilen nun mit raschen Schritten zur Kirche; mit hochgesteigerter Ausdünstung, oft schweißtriefend, treten wir, entblößten Hauptes, in's Innere dieses kalten, kellerfeuchten Gemäuers, um uns da stundenlang, bewegungslos aufzuhalten. Wie gefährlich! Und warum sollten denn die Kirchen nicht im Winter gehörig geheizt werden? Etwa der Kosten wegen? Ist doch manche Kirche reich und verschwendet viel an Verzierungen und Pomp. Das geschieht zur Ehre Gottes? Aber sollte das nicht auch zur Ehre Gottes beitragen, wenn wir von Kälte ungehindert uns andächtiger und wärmer dem Gebete und religiösen Betrachtungen hingeben könnten. Ich meine doch wohl noch mehr, ich meine, das wäre Ihm ein noch angenehmeres Opfer. Aber auch bei ärmern Kirchen sollten sich doch Mittel und Wege auffinden lassen, die kleinen Kosten ihrer Erwärmung aufzubringen. Finden wir sie doch für jeden profanen Versammlungsort, warum nicht auch für den heiligen, dem Gottesdienste geweihten? Mögen diese hingeworfenen Worte ein fruchtreicher Saamen werden!

— Wer Briefe schreiben kann, hat gewiß schon welche geschrieben. Alle die Briefe geschrieben, dürften aber nicht bedacht haben, was das Geschick des Briefes, der an Den oder Die geschickt wurde, sein könne. Und doch giebts bei jedem Briefe so viel zu bedenken, daß man in der Regel wenige oder keine schreiben würde, wenn man alles bedächte. Jeder glaubt, wenn er seines Herzens Empfindungen, seine Gedanken, seine Spekulationen, seine Meinungen dem Papiere anvertraut, er habe das rechte gewählt, die rechte Darstellung gemacht, den rechten Ton getroffen, die rechte Gelegenheit ergriffen und zur rechten Zeit geschrieben. Wie oft solcher Glaube Täuschung sei, werden die Getäuschten erfahren haben. Beim Briefe kommt die Wirkung der Drei recht anschaulich vor's Auge. Der Schreiber ist das Subject; der Empfänger das Object und der Brief die Copula. Hat der Schreiber auch Alles recht gemacht und er hat's dem Empfänger nicht recht gemacht, so kann „ein einziger Augenblick bald Alles umgestalten.“ Hat der Schreiber manche Verstöße gemacht, an dem Empfänger aber einen Liebling von dergleichen Regelwidrigkeiten gefunden, so wird der „Moment, der sein Glück geboren,“ eingetreten sein und wunderbarer Weise wird Etwas wirken zum Guten, was unter gewöhnlichen Umständen zum Bösen gediehen sein müßte. Ach, das Schicksal eines Briefes gleicht dem eines Menschen, der in die fremde kalte Welt hinausgestoßen wurde! Der Mensch sieht sich oft bei den wärmsten Empfindungen kalt zurückgestoßen, und oft bei gleichgültiger Gesinnung warm aufgenommen. Der Mensch erregt oft be Andern ein Interesse, wenn er sich ganz interessant zeigt und wird oft bespöttelt, wenn er glaubt sich recht angenehm gemacht zu haben. Der Mensch wird oft sehr geliebt, wenn er sich kalt und abstoßend zeigt, und wird häufig abgestoßen, wenn er sich recht liebenswürdig macht. Alles kommt auf Umstände und Verhältnisse an, und das Sprichwort: der Mensch ist seines Glückes Schmidt, ist ein ganz dummes, und schon wenigstens ein halbes Jahrtausend antiquirt. „Die rechte Minute, der gute Augenblick ist des Glückes Schmidt“ sollte es heißen, dann wäre es recht. So wie

beim Menschen ist's beim Briefe! Die Stimmung des Empfängers entscheidet über das Glück oder Unglück der geschriebenen Sache. Wenn der Geliebte auf die malerischste Weise in seinem Briefe der Geliebten das Romantische, Beseligende und überaus Reizende des Brautstandes schildert, die Geliebte aber empfindet den Wunsch, recht bald verehelicht zu sein, so wird sie den Brief sehr kalt aufnehmen, und unter Umständen garnicht mehr, oder doch sehr lau antworten. Wenn ein Schuldner seinen Gläubigern das Glück schildert, recht Viele durch Darleihen glücklich zu machen, und dann so Viele zu wissen, die Dank und Baares schuldig sind, der Gläubiger glaubt aber bei dem Empfange des Briefes grade: im Beutel das Baare das ist das Wahre, so wird der Brief die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, und statt Nachsicht wird der Gläubiger auf dem Wechsel nach Sicht lesen, und wenn der Schuldner nicht bezahlt, so wird er ins Gefängniß wandern. Wenn ein Client an seinen Mandatarius schreibt und ihm mit der größten Wärme begreiflich zu machen sucht, daß er (der Mandatar) sich die Gnade des Himmels und den Dank der Menschen verdienen könne, wenn er einen Prozeß statt in zehn, in einem Jahre beendete; der Mandatarius ist aber gerade in der Meinung: sich mit einem Prozesse lieber so viel, als mit zehn schnell beendigten zu verdienen, so würde der arme Briefschreiber seine Sache nicht allein gar nicht gefördert, sondern vielleicht in den Hintergrund geschoben sehen, weil er den Brief dem Mandatarius in der entgegengesetzten Stimmung schickte. So wie in diesen drei Fällen ists in in tausend andern, und wer mit Leuten umgeht, die viel correspondiren, wird oft gehört haben: daß sie nicht begreifen, wie auf diesen oder jenen Brief gar keine, oder eine entgegengesetzte Antwort, als erwartet würde, eingeht. Die Briefe waren sämmtlich nicht zur rechten Zeit und zur gelegenen Stunde an die Empfänger gelangt. Die Kunst einen guten, d. h. das Gewünschte erreichenden Brief zu schreiben, ist noch nicht ausgebildet, und dürfte diese Kunst eben so schwer sein, als die: des Menschen Geschick vorher zu bestimmen.

Verantwortlicher Redakteur: Julius Sincerus. (Dr. J. Lasker.)

Schiffsliste der Danziger Rheede.

Den 26. Mai angekommen.

H. H. Kock. Jan Friedrik. Haarlingen. Kuff. 100 Last. Dachpfannen. G. F. Focking. — J. Strack. Vr. Margrethe. Papenburg. Kuff. 66 L. Hull. Ball. Th. Behrendt & Co. — H. E. Beswick. Hendricus. Pekela. Kuff. 54 L. Termunterziel. Ball. Ordre.

In der Rheede.

O. Housken, Elise. Stavanger. Schooner. 40 L. Stavanger. Heeringe. Ordre.

Den 27. Mai angekommen.

K. H. Backer. Egbertus. Pekela. Kuff. 80L. Harlingen. Dachpfannen u. alt Eisen. Focking. — M. J. Brandt. Annine Nielsine, Svendborg. Brigg. $44\frac{1}{2}$ CL. Svendborg. Ball. Or. — O. A. Olsen. Goede Hensigt. Stavanger. Jacht. 21 NL. Stavanger. Heeringe. Benke. — K. A. Steck. Amasis. Emden. Kuff. 117 L. Amsterd. Ball. Ordre.

Von der Rheede gesegelt.

O. Houskin. Elise.

Den 28. Mai angekommen.

R. Heard. Thomas & Elisabeth. Bideford. Schooner. 111 Last. Rotterdam. Ball. Gebr. Baum. — R. Wood. Union. Alloa. Brigg. 130 Tonn. Liverpool. Stückgut. Or. — J. G. Boon. Jacoba. Hazewinkel. Kuff. 60 L. Harlingen. Pfannen. G. F. Focking.

G e s e g e l t.

M. Pludemann. Laurette. Stettin. div. Güter. — J. Krüger. Hoffnung. div. Güt. — D. F. Budig. Agnes. London. Getr. — M. A. Jacobsen. Fortuna. Fahrsund. Getr. — S. Fruneau. St. Julien. Rouen. Zink. — E. Eversten. Sandwigen. Amsterd. Getr. — J. H. Schulz. Cupido. London. Getr. — J. Wisbart. Para Packet. Hull. Getr. — J. S. Steinorth. Margrethe Louise. London. Getreide. — F. Spiegelberg. Elise. London. Holz. — H. K. de Weerd. Nimphia. Harlingen. Holz & Asche. — K. T. Hangelbrock. Endragt. Amsterd. Getr. — A. K. de Wyck. Johanne Ottilie. Amsterd. Getr. — J. Smidt. Crusader. Jersey. Holz. — D. Zielke. Eduard. London. Getr. — F. A. Lammerts, Frede & Vryheid. Granville. Holz. — J. Masson. Athalides. London. Getr. — D. Holtz. Auguste. Liverpool. Getr. & Mehl. — J. H. Rubarth. Amicitia. London. Getr. — E. F. Burg. Chrystine. London. div. Güter.

Nach der Rheede.

J. B. Sellien. N. O.

Verlag von Fr. Sam. Gerhard. — Gedruckt in der Wedelschen Hofbuchdruckerei.